

Abonnements-Bedingungen:
Abonnementspreis: 1,10 M. monatlich...
Einzelnnummer: 5 Pf.

Vorwärts

Berliner Volksblatt.

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Die Insertions-Gebühr
Betragt für die sechsgehaltene Kolonnenzeile...
Telegraphisch: „Sozialdemokrat Berlin“.

Redaktion: SW. 68, Lindenstraße 3.
Donnerstag, den 19. November 1914.
Expedition: SW. 68, Lindenstraße 3.

Erfolge beim Vordringen im Zentrum der Westfront.
Kämpfe bei Lodz. - Russische Kavallerie über die ostpreussische Grenze geworfen.

Westlicher Kriegsschauplatz.
Aus den Kämpfen im Ober-Elsass.
Berlin, 18. November. (W. T. B.) Die „Agence Havas“ verbreitet eine Meldung, nach der das Württembergische Landwehrregiment Nr. 123 in G e h w e i l e r sich der Brandstiftung schuldig gemacht haben soll.

Der Sturmangriff der Garde bei Ypern.
London, 18. November. (T. U.) (Indirekt.) Das englische offizielle Pressebureau beschreibt den Angriff der preussischen Garde bei Ypern am 11. November auf die englischen Truppen und teilt mit: Obwohl dieser heftige Angriff der Gardetruppen misslungen ist, ist doch keine Entscheidung herbeigeführt.

Vom österreichisch-russischen Kriegsschauplatz.
Eine Schlacht in Russisch-Polen.
Wien, 18. November. (W. T. B.) Amtlich wird verlautbart: Operationen der Verbündeten zwangen die russischen Hauptkräfte in Russisch-Polen zur Schlacht, die sich an der ganzen Front unter günstigen Bedingungen entwickelte.

Vom österreichisch-serbischen Kriegsschauplatz.
Verfolgungsgesichte in Serbien.
Wien, 18. November. (W. T. B.) Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet: Auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz mehrfache größere Kämpfe an den zerstörten Kolonbarübergängen. Eigene Kräfte bereits am jenseitigen Ufer.

Premierminister Asquith über Kriegskontrollbände und Nordseeminen.
Das Unterhaus bewilligt 10 3/4 Milliarden Mark.
London, 17. November. (W. T. B.) Unterhaus. Ein Abgeordneter ersuchte um genaue Aufklärung über die Politik, die die Regierung bei der Erklärung von Oelen und Kupfer als Kontrollbände verfolgt habe.

Die Meldung des Großen Hauptquartiers
Amflich. Großes Hauptquartier, 18. November, vormittags. (W. T. B.)
Die Kämpfe in Westflandern dauern fort. Die Lage ist im wesentlichen unverändert.
Im Argonnenwalde wurde unser Angriff erfolgreich vorgetragen. Französische Angriffe südlich Verdun wurden abgewiesen; ein Angriff gegen unsere bei St. Mihiel auf das westliche Maasufer geschobenen Kräfte brach nach anfänglichem Erfolg gänzlich zusammen.

Ein Angriff auf Genossen Keir Hardie. - Zur Behandlung der Kriegsgefangenen.
London, 17. November. (W. T. B.) Unterhaus. Der Liberale Jones lenkte die Aufmerksamkeit des Hauses auf gewisse vom Arbeiterführer Keir Hardie gemachte Angriffe auf den König und die der britischen Nation verbündeten Völker. Keir Hardie habe in Zeitungsartikeln beispielsweise geschrieben: Die Vergewaltigung von Frauen war immer eine Begleiterscheinung des Krieges.

griffen, um zu verhindern, daß wirklich für neutrale Länder bestimmte Oele, Essenzen und Kupfer getrossen würden.
Asquith erwiderte sodann die Frage der Minen in der Nordsee und zählte wiederum die Beweggründe auf, die zu der Entscheidung der Regierung geführt hätten. Er behauptete, es bestehe ein Gegensatz zwischen dem Verhalten Deutschlands, das den Vorschriften der Haager Konvention betreffend die Interessen der Neutralen keine Rechnung trüge, und dem Verhalten Englands, das die Abmachungen gewissenhaft beobachte.

sei, wobon 339 575 000 Pfund Sterling für Kriegsausgaben bestimmt seien.
Er schlug eine Erhöhung der Einkommensteuer vor, die tatsächlich einer Verdoppelung nahekommt und 12 1/2 Millionen Pfund Sterling mehr einbringen soll. Ferner beantragte er eine höhere Belastung des Bieres und eine besondere Besteuerung des Tees in Höhe von drei Pence das Pfund sowie die Beschränkung der Abzahlung an den Tilgungsfonds.

Auf die Anfragen der Abgeordneten King und Roberts, die sich für eine mildere Behandlung der Offiziere, Hofmeister, österreichischer Italiener und Ungarn einsetzten, erwiderte McKenna: Es ist sehr schwierig, festzustellen, ob die Gefühle der einzelnen freundlich oder anders sind, aber soweit als möglich werden Personen, die Nationalitäten angehören, welche den Verbündeten freundlich gesinnt sind, von der Internierung ausgenommen und es wird ihnen jede mit dem Geesetz vereinbare Rücksicht gewährt. McKenna behauptete, daß die Umstände des gegenwärtigen Krieges die Ansicht nicht rechtfertigen, daß die Ungarn als im allgemeinen freundlich gesinnt betrachtet werden könnten.

# Konstantinopel und die Dardanellen.

Konstantinopel ist der Brückenkopf der schmalen Meerenge, die das Mitteländische mit dem Schwarzen Meer verbindet. Die ersten militärischen Operationen gegen die Türkei richteten sich gegen die Dardanellen, die aus dem Ägäischen Meer, dem sich zwischen Griechenland und Kleinasien erstreckenden Teil des Mitteländischen Meeres, in das Marmarameer und durch den Bosporus, eine andere Meerenge, in das Schwarze Meer führen.

Aus ihrer Lage am Bosporus erklärt sich die gewaltige militärische, politische und kommerzielle Bedeutung der türkischen Hauptstadt. Sie liegt an den wichtigsten Wegen, die nach Südost-Europa, Kaukasien, Transkaukasien und Nordanatolien führen. In das Schwarze Meer münden Flüsse, die für den zentral-europäischen Binnenverkehr von ungeheurer Bedeutung sind. Die von Regensburg an schiffbare Donau, um die sich die Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie gruppieren, nach deren Unterlauf Serbien, Bulgarien, Rumänien grabitieren, mündet in das Schwarze Meer. Ebenso der Dniepr, die wichtigste Wasserstraße des südwestlichen Russlands, längst deren sich schon in früherer Zeit der Handel nach dem Norden bis an die Dünemündung in die Ostsee vorwagte. In einem Teil des Schwarzen Meeres, in das Ägäische Meer, mündet der Don, in dessen Gebiet der bekannte russische Staatsmann Witte mit allen Mitteln des neuen Merkantilismus eine hochentwickelte Eisenindustrie in verblüffend kurzer Zeit in das Leben gerufen hat; der Don ist mit dem größten europäischen Strom, der Wolga, verbunden, die ihre Fluten in das Kaspische Meer wälzt. Bei dem Mangel an Eisenbahnen bietet das Schwarze Meer noch immer den kürzesten Zugang zu der gewaltigen südöstlichen Grenzschleife Europas und Asiens, dem Kaukasus, und zu Armenien, dem festungsartigen Hochland, das strategisch alles Land von Kleinasien bis an den persischen Golf beherrscht.

Der Konstantinopel besitz, beherrschend das östliche Mittelmeergebiet und das Schwarze Meer. Die günstige Lage der Stadt bezog Konstantin, der als erster christlicher Kaiser gilt, im Jahre 330 nach Christi seine Residenz aus Rom nach Byzanz zu verlegen, das nach seinem kaiserlichen Förderer, Konstantin, Stadt des Konstantin, genannt wurde. Im Mittelalter war es der Sitz der griechischen Kaiser und eine Hauptstütze des italienischen Orienthandels. In der Mitte des 15. Jahrhunderts wurde es von dem aus den sibirischen und turanischen Ebenen hervorgehenden Nomadenstamm der Türken erobert, die bald die christliche Welt mit dem Schrecken ihres Namens erfüllten. Die Balkanhalbinsel, die Donauländer einschließend Ungarn, das Schwarze Meer mit seinem ganzen Küstengebiet fielen in ihre Hände. Das Jahr 1683 bedeutet endlich eine Wende. Vor den Toren des von ihnen hart bedrängten Wiens erlitten die Türken eine schwere Niederlage. Kaiserliche Truppen holten den Halbmond von der Feiner Burg nieder und drangen in fast ununterbrochenem Siegeslauf bis tief nach Serbien vor. Nirgends hielt die löse Heeresorganisation und veraltete Taktik der Türken dem wohlorganisierten Berufsheer des Kaisers stand, das von Feldherren wie dem Prinzen Eugen geführt wurde. In der Abwehr des Islams fand sich Oesterreich-Ungarn, das damals sein heroisches Zeitalter erlebte.

Bis an das Ende des 18. Jahrhunderts blieb der Kampf gegen die Türkei eine respektierte Tradition der österreichischen Politik. Um diese Zeit tritt ein radikaler Umschwung ein: die Erhaltung der Türkei wurde Glaubenssach.

Das war natürlich keine bloße Kaprice eines Diplomaten, der sich in Gegensätzen zu bewegen liebt. In seinem Vorkampf auf Konstantinopel erwuchs Oesterreich ein starker Konkurrent, gegen den es sich mit dem Sultan zu gemeinsamer Abwehr verbündete.

Schon unzählige Male ist Russland eine großartige weltwirtschaftliche Zukunft prophezeit worden. Man sagt ihm ungeheure Mineralreichtümer nach und bemerkt, daß seine Bevölkerung von fast 170 Millionen Menschen einen ungeheuren Markt bietet. Das ist aber mehr Hoffnung als Erfüllung. Die großen Schätze, die die russische Erde birgt, werden ins Phantastische übertrieben, die z. B. in Ural sehr große Ent-

fernung zwischen den Kohlenlagern und Eisenerzen wird ver-gessen, die Dauer der intensiven Entwicklung des inner-russischen Marktes unterschätzt und besonders die — un-günstige geographische Lage Russlands übersehen. Russland hat keinen freien Zugang zum Weltmeer.

Allerdings existiert der Schifffahrtsweg von Archangelsk, an der Dünemündung ins Weiße Meer, einem Teil des nördlichen Eismeres, um das Nordkap in den Atlantischen Ozean. Doch ist dieser regelmäßig nur von Mai bis Oktober passierbar. Darum bemüht sich jetzt die russische Regierung, mit starken, in Kanada gefausten Eisbrechern die Einfuhr von Kriegsmaterial zu sichern.

Einmal schien Russland schon am Ziele seiner Wünsche. Peter der Große, von dessen Regierung an man Russland zu den europäischen Großmächten rechnet, zwang Schweden in einem zwanzigjährigen Kriege zur Abtretung von Estland, Estland, Ingermannland und einem Teil von Finnland. Zur dauernden Erinnerung gründete er an der Mündung der Newa, in dem Finnischen Meerbusen, im Jahre 1703 Peters-burg. Solange Deutschland politisch zerplittert, militärisch ohnmächtig war, boten die russischen Ostseehäfen einen un-kontrollierten Zugang zum Atlantischen Ozean. Aber heute darf sich kein russischer Banzer über die schützende Minen-sperte wagen, kein russisches Handelschiff seine Flagge zeigen, kein Dampfer mit Kriegsmaterial passieren. Die Ostsee ist ein deutsches Meer.

Gleichzeitig mit dem Bestreben, an der Ostsee festen Fuß zu fassen, gingen die Bemühungen, Süd- und Zentralrussland einen Hafen zu geben. Der Krieg Peter des Großen gegen die Türkei verlief unglücklich. Aber einer Jarin, der Kaiserin Katharina II., einer deutschen Prinzessin aus dem Hause Holstein-Gottorf, blieb die Ausführung seines Testaments vorbehalten. Sie eroberte den nördlichen Teil des Schwarzen Meeres. Von Peter dem Großen bis auf unsere Tage gilt der Kampf gegen den Türken, der ein Kampf um das Schwarze Meer und dessen Schlüssel, den Bosporus und die Darda-nellen, ist, als Leitmotiv der russischen Politik. Nicht weniger als vier große Kriege führte Russland im 19. Jahrhundert gegen die Türkei. Seine Truppen drangen bis vor die Tore Konstantinopels. Aber der Erfolg entsprach nicht den Opfern. Oesterreich fürchtete das Andruskreuz auf der Hagia Sofia, die Umklammerung durch Russland im Norden, Osten und Südosten. England sah in Russland bis in das 20. Jahr-hundert den gefährlichsten Konkurrenten in Asien. Erst der russisch-japanische Krieg belehrte es eines Besseren und über-zeugte die englischen Staatsmänner, daß eine Eroberung Indiens durch Russland eine politische Unmöglichkeit ist. Do-mit änderte sich die englische Politik gegenüber Russland. Jahrzehntlang war sie von der Furcht bestimmt, daß Kon-stantinopel in russische Hände komme und einer gegen den Suezkanal operierenden Flotte als Basis dienen werde. Seit-dem das Prinzip: „der Balkan den Balkanwölfen“ eine Selbstverständlichkeit geworden ist, fällt auch dieser Anstoß zu einer antirussischen Politik Englands weg. Aber im Jahre 1854 war seine Russenfurcht so groß, daß es, als Nikolaus I. die Türkei unter nichtigen Vorwänden angriff, im Verein mit Frankreich eine Flotte nach der Halbinsel Krim entsandte, welche die russische Flotte zerstörte, ein Heer landete und Sewastopol zur Lebergabe zwang. Der Krimkrieg endete 1856 mit einer eklatanten Niederlage Russlands. Diefelbe Haltung nahm England nach dem letzten russisch-türkischen Krieg 1877/78 ein, der zur fastlichen Vernichtung der euro-päischen Türkei führte. Oesterreich-Ungarn und England er-hoben Protest, und auf dem Berliner Kongreß mußte sich Russland zu bedeutend milderen Friedensbestimmungen ver-sehen. England erhielt damals die Insel Zypern zur Ver-waltung gegen das Versprechen, die asiatischen Provinzen der Türkei gegen einen russischen Angriff zu schützen. Heute ist die Insel von den Engländern annektiert und eine Opera-tionsbasis der englisch-französischen Flotte, die den Eingang in die Dardanellen forciert.

Die Beziehungen Deutschlands zur Türkei waren lange Jahre äußerst bescheiden. Erst in den letzten Jahrzehnten begann ein lebhafter deutscher Kapitalexport nach der euro-päischen und asiatischen Türkei. Frankreich, England und Russland fühlten sich in einem Erdstrich, den sie als ihre un-

bestrittene Domäne betrachteten, in den Hintergrund gedrängt. Fast keine größere politische Auseinandersetzung der letzten Jahre ist ohne Bezug auf die orientalische Frage. Aber die widerstreitenden Interessen erschienen nach den Balkan-kriegen durch politisch-wirtschaftliche Interessengemeinschaften zwischen Deutschland, Frankreich und England ausgeglichen werden zu können. Die Verhandlungen waren, wie die füh-renden Staatsmänner der drei beteiligten Länder bei keiner Debatte über auswärtige Politik zu erklären verabräumten, sehr weit gediehen, als der Weltkrieg alle Hoffnungen ver-nichtete.

## Uebertrieben!

Eine in London lebende, an einen englischen Arzt ver-heiratete Deutsche schreibt aus London, den 3. November, folgenden Brief, den wir ohne jede Aenderung zum Abdruck bringen:

Ich möchte darauf hinweisen, daß die Artikel in der „Allgemeinen Volkszeitung“ und den „Hamburger Nachrichten“ von Dr. Peters über die Deutschen in England sehr übertrieben waren. Die Deutschen sind nicht gerade beliebt hier, augenblick-lich. C'est la guerre! Aber die Regierung hat sich durchaus anständig benommen. Wenn es zu Massenarrestationen und Ein-sperrungen in „Konzentrationskamps“ gekommen ist, so nur auf Grund der Zeitumstände. Der „Globe“ in erster Linie hat alles getan, um die Gefühle des Publikums gegen die „Aliens“, naturalisiert oder nicht naturalisiert, aufzuheben, so daß das „Home office“ schließlich dagegen Stellung genommen hat und die weitere Veröffentlichung dieser Korrespondenzen untersagt hat. Es war ihnen aber inzwischen gelungen, das Publikum aufzuwiegeln, und wenn immer mehr Aliens fest-genommen wurden, so geschah es nach meiner festen Überzeu-gung auch teilweise, um sie vor der Brut des Robs zu schützen. Es kam zu Ausschreitungen, und es kann wieder zu solchen kommen. Was nun die Behandlung in den Kamps anlangt, so kann ich nur sagen, daß die der Kriegsgefangenen durchaus nicht schlechter ist, als die der Soldaten. Ich weiß es aus per-sönlicher Erfahrung. Victor Lopa, der Sohn von Frau Winter, der zuerst in Olympia und dann nach der Isle of Man kam, schrieb, daß er sehr gut behandelt wird. Sie bekommen keine Beiden, aber die Soldaten auch nicht. England hat keine Kasernen, wenigstens nicht in dem Maßstabe. Ueberdies sind in den Kamps meist Leute interniert, die infolge des Krieges beschäftigungslos und oft obdachlos sind. Was sollen sie wohl tun, wenn sie freigelassen werden? Die verheirateten Männer kommen, soweit Platz war, in die Farmkolonien, dort haben sie sogar Beiden und die Behandlung ist sicherlich gut. Ich hatte mit Dr. Müller gesprochen, er ist Oesterreicher und macht den besten Eindruck. Für die zurückgebliebenen Frauen und Kinder wird nach Möglichkeit gesorgt. Im übrigen sind meistens Kellner, Köche, Parfümerie eingesperrt, wie gesagt, Leute, die infolge der patriotischen Stimmung sowieso bravlos waren. Die demittelere Klasse ist noch auf freiem Fuße. Es wäre zu bedauern, wenn Deutschland gegen die Engländer vorgege. Es würde eine ganz andere Klasse getroffen werden, überdies nur unnütz böses Blut machen und die Lage der Deutschen hier nur erschweren. Würdest Du über das, was ich Dir mitgeteilt habe, auch den „Vorwärts“ und die „Frankfurter Zeitung“ unter-richten? Ich bin so gut unterrichtet, wie nur jemand hier und komme infolge meiner Tätigkeit mit den verschiedenen Insti-tutionen und den Familien der „Aliens“ in Berührung, bin überdies infolge meines Denkens und Fühlens ganz neutral. Ich bedauere vieles, kann es aber verstehen und verzeihe nur gerecht zu sein.

Wir möchten dazu bemerken, daß uns noch eine Reihe Briefe ähnlichen Inhalts von in London lebenden Deutschen zuge-gangen sind.

## Ein belgischer Soldatenbrief.

Ein holländischer Parteigenosse schreibt uns:  
Amsterdam, 16. November. Ein bekannter belgischer Ge-nosse, dessen Sohn als Freiwilliger bei den Arabiniern in der belgischen Armee dient, schreibt mir die Abschrift eines Briefes dieses Sohnes, der ihn am 22. Oktober aus dem Lazarett in Calais ver-schickte. Wir geben den Inhalt wieder:

„Seit meiner Einstellung habe ich drei Schlachten mitgemacht, die für das Arabinieregiment unheilvoll waren. Ich will Ihnen die Details des letzten Gefechtes, an welchem ich teilnahm, erzählen. Es war drei Uhr morgens, am Mittwoch. Wir nahmen den Weg nach Peronne, ein Ort zwischen Dismuiden und Rieuport. Die

## Ostdeutschlands Sturmzüge.

### III.

#### Soldau.

Was man jetzt so „Bahnhof“ nennt! Daß man in dieser Zeit kein Handgepäck abgeben, nicht auf jedem Bahnhof telegraphieren, im Wartesaal nichts zu essen noch zu trinken haben kann, das ist eben der Krieg! Aber weshalb mag auf dem Bahnhof Soldau sogar die Halle der Bedürfnisse vernagelt worden sein? Ganz gleich, aus welchem Grunde — die Folgen lassen sich erraten. . . . In der Halle steht alles in höchster Gefährdung. . . . „Soldau ist geräumt! Das Betreten verboten!“ . . . Das Risiko der Gefahr mußte ich auf meine Kappe nehmen.

Beim Gang durch Soldau bekam ich zum ersten Male das Ge-fühl, das mich die folgenden Tage noch oft beschlich: daß jene Nacht haben, die da sagen, nur wer dies da gesehen hat, könne es fassen, glauben, begreifen. Wir alle haben Brandruinen gesehen, der und jener sah vielleicht schon ganze Ortschaften vom Feuer zerstört. Aber dies hier — das ist eben Feuer und Bombardement: ein Ozean von Steinen und Geröll, wie ihn denn doch wohl kein Einbruch, kein Brand zusammenbringt. Ganz abgesehen davon, daß wir Menschen zudem, besonders wir Sozialdemokraten, ele-mentare Katastrophen schließlich doch noch mit ganz anderen Augen und Gefühlen ansehen, als diese graufigen Kriegszerstörungen.

Mein freundlicher Führer zeigte mir nicht bloß, er berichtete auch: 5000 Einwohner hatte Soldau vor dem Anzuge; jetzt — nach der zweiten Plünderung vor den Russen — leben sie in der Umgegend herum, die bebauenswerten Menschen; bisher hat man sie mit Liebesgaben gefüttert, aber nun ist's damit zu Ende, und was werden soll, weiß kein Mensch. Dann aber das Allererschrecklichste: Die Russen plündern — schließlich sind sie dann ja in Feindes-land. Wer aber kann Plünderung und Plünderung, Plünderer und Plünderer auseinanderhalten, wenn in Soldau bis zum 9. November einschließlich aus den verlassenen, aus den demolierten Häusern tagtäglich alles Mögliche herausgestohlen wurde, wo doch die Russen nicht mehr oder noch nicht wieder im Orte waren, und das Städtchen jetzt von unseren eigenen Truppen stark besetzt lag. Die paar Soldaten, die ich sprach, haben sich über diese Vor-kommnisse und über das Diebstehergelübde, von dem Gendarmerie und Soldaten einiges abhaken, sehr bitter geäußert. Ich werde mich wohl hüten, ihre Worte wiederzugeben.

Mit einem Rundblick über den von gänzlich niedergebrannten und zerstörten Häusern umflossenen Marktplatz nahm ich traurigen Abschied, nicht ohne noch einmal das Auge auf jenes hohe Haus links hinten geworfen zu haben, das der Signer inmitten des Krieges zerstört und zwischen der ersten und der zweiten Plünderung er-zitten lassen — der Kranz schwebte noch immer unverzerrt und hoffnungsgrün am Dachbalken. Und was das Allermerk-würdigste war: die Kanonaden der letzten Tage, die wieder so viel

zerstört hatten, waren bis dahin dem eben ausgerüsteten jungen Hause ferngeblieben, trotzdem es über viele seinesgleichen hervor-ragte. Wer an Sombale und so was glaubt, der mag sich auf dieses Zufallschpiel irgenzweilen possenden Vers machen.

In der Nähe des Bahnhofes hatte ein Markettender seine Bude aufgeschlagen; doch außer Tüftler Käse und — Jüder gab's nichts mehr zu kaufen. Da kam mancher Soldat in Bedrängnis. Bei-schlimmer aber ging es den Bauern der Nachbardörfer, die — so-fern sie nicht geflohen waren — allerlei Bedarf, besonders an Mehl, nicht zu decken vermochten, nachdem ihnen mit Soldau ihre bis-herige Bezugsquelle zerstört war.

Tiefdunkle Nacht im Wartesaal des Soldauer Bahnhofes. End-lich brachte ein junger Russetier ein Lichtstumpfen aus der Dofentafel, und wir konnten nun wenigstens die Hand vor den Augen sehen. Auch das Gespräch kam jetzt in Gang, und siehe da! Ein Haufen Brandenburger sah neben mir; Soldaten aus Berlin, Kottbus, Frankfurt; sie wurden wegen leichter Lungen-, Herz-, Bronchienentzündungen ins Lazarett gebracht. Gut ging's ihnen also gerade nicht, aber keiner sagte darum. Nur eins quälte sie — das jetzt 15 Wochen alte Lied: Keine Nachrichten! Von Hau-se und vom Kriege wissen wir gar nichts! (Ich hab's den Leuten nicht gesagt, aber bei mir selber sprach ich: Warum werden nicht Vorkehrungen getroffen, den Soldaten wenigstens den Inhalt der Mitteilungen aus dem Großen Hauptquartier bekannt-zugeben?)

In ein fesselnendes Gespräch kam ich mit einem Soldaten aus Kassel. Der mußte, was er wollte! Darum ließ er sich vor allen Dingen die Frage beantworten: „Wie ist die Stimmung in Berlin?“

Zwischen Soldau und Deutsch-Enlau kamen auf jeder Station fragende Menschen an den Eisenbahnzug, Flüchtlinge aus Soldau: „Kon wo kommen Sie?“ — „Wie geht es dort?“ — „Haben die Russen heute wieder geschossen?“ — „Werden die Russen wieder durchbrechen?“ — „Werden wir bald zurückkommen?“ — „Für im mer!“ — „Wird noch immer geplündert?“ — „Kom-men noch Verstärkungen für uns?“ — „Wie viel?“ — „Werden die Russen wieder in die Sümpfe bei Soldau getrieben werden, oder werden diesmal unsere armen Soldaten dran glauben müssen?“

### IV.

#### Flüchtlingelend.

Zum ersten Male auf all meinen Reisen kam ich nach Marienburg. In jeder anderen Zeit hätte sich ein Besuch dieser alten Stadt des deutschen Ritterordens, eine Besichtigung des Schlosses — mindestens von außen — ganz von selber verstanden. Am 9. und am 10. November 1914 gab es in Marien-burg ganz andere Dinge zu sehen als Kirchen, Rathäuser, alte Schlösser.

Während Fremde mit Geld in der Tasche das letzte Nach-quartier Marienburgs (ein seltenes Ereignis für dieses Städtchen)

gemietet hatten, lag das Flüchtlingselend der Armen auf dem Bahn-hof vor allen Tüden bloß. Die sonst so ängstlich gehüteten heiligen Hallen des Wartesaals I. und II. Klasse beherbergen jetzt genau so gut wie der weniger vornehme Bruder III. ter und IV. ter all die Not, den Hunger und Hunger dieser bedauernswerten Kriegsgesopfer. Man kann sich kaum der Tränen erwehren, wenn man die vielen, vielen kleinen Kinder sieht, den Stolz und die Hoffnung des Reiches, die sonst so frischen Gesichtchen der Dorf- und Kleinstadtkinder gleich und übermüdet, matt und teilnahmslos. Auf einem Raum von knapp drei Quadratmetern zählte ich — in einer Ecke des mit Stein-fliesen belegten Vorstus — 16 Kleine: nicht an, ja beinahe auf-einander gebettet, zu hartem, kaltem Kindereschlummer. Eins mit Stiefelsohlen darunter und alle viel zu leicht bedeckt für die rauhe Um-ggebung und die kalte Jahreszeit. Auch das Schicksal der steinalten Weiber — eine zählte 87 — greift an Herz. Die Familien sind auseinander gerissen: die Väter größtenteils im Kriege, die Mütter mit den Kindern oder mit ein paar Kindern auf der Flucht, die anderen irgendwo in der Welt — ob sich die ganze Familie einst wieder zusammenfinden wird (und wann?), das soll die Zukunft lehren. In einem Winkel ist eine junge Mutter eingeschlafen, ihr Söhnchen schlummert zu ihren Füßen; plötzlich fährt sie mit schmerztem Seufzer in die Höhe: „Wo ist mein Jung?“

Es wird alles Erdenkliche getan, den armen Menschen zu helfen, aber dieses Massenleid, diese Massennot speitet aller Hilfsorganisa-tionen. So gut wie möglich sucht man die Bedürftigen unterzu-bringen und zu versorgen, man stellt Flüchtlingszüge aus Wagen aller Gattungen zusammen, die vielen als Wohn- und Schlafstätte und schließlich als Beförderungsmittel dienen müssen. Manche, die ihren Zufluchtsort selber bestimmen wollen, fragen das Fahr-geld zusammen; die anderen lassen sich verschicken und trauen den guten Menschen, daß sie ihnen ein erträgliches Obdach im West-fälischen, Posenischen oder sonstwo in Deutschland bereiten werden.

Als ich im Marienburger Wartesaal Abschied nahm von dem großen Haufen Unglück, der hier zusammengeballt war, ließ gerade ein angetrunkenen Soldat seinen „Biß“ leuchten, und „Ein Ra-wardröthen!“ schrie er, daß einem der Stiel in die Kehle stieg.

Für Dienstag morgen war Allenstein mein Ziel. Auf dem Wege dorthin sah ich Verwundetenzüge, Flüchtlingszüge und die gerade zur Bestellung entbotenen Nordbärmer junger und alter Jahrgänge. Deren Gespräch drehte sich in allen Wogen darum: weshalb man sie wohl zwingt, die paar Groschen für die Fahrt aus der eigenen Tasche zu bestreiten, und wo ich nur konnte, beruhigte ich, indem ich sagte: sie würden diesen Betrag ja wohl zurück-erstattet bekommen.

Allesstein mit seinen 40 000 Einwohnern stand gerade wieder mitten in einer Russenpanik, die sich zunächst noch nicht beschwei-gigen ließ, obgleich Warth in der Stadt abgehalten wurde und trotz-dem das Generalkommando am Abend zuvor bekannt gemacht hatte: es gebe keinerlei Grund zu Besorgnissen.

waren berufen, die Verteidigungslinie der Pfler zu verstärken, die 50 000 Deutsche zu durchbrechen suchten. Wir begaben uns also in die Laufgräben gleich hinter der Pfler. Den ganzen Tag dauerte ein Artilleriegeschloß. Jweimal in der Nacht war ich Schichtwache; ich hatte die Gelegenheit, das jämmerliche Schauspiel eines halben Dutzends brennender Bauernhöfe zu betrachten. Nur einzelne, schnell wieder verschwindende Erscheinungen des Feindes sah man am anderen Ufer.

Inzwischen schienen die „Boches“ (Boches oder Alboches ist der neue Schimpfname für die Deutschen), die dort schon seit Sonnabend handhalten, zu erwachen. Genau sechs Uhr versuchten mehrere Kolonnen die Ebene zu durchziehen. Die Schlacht fing an. Wir meinten, daß wir geschützt seien in unseren Laufgräben, als plötzlich auf unserer Rechten sich ein Geschrei erhob. Ein Augenblick genügte, um eine zahlreiche feindliche Kolonne zu sehen, die uns in der Flanke und von hinten angriff. Eine Panik brach unter unseren Truppen aus. Hinterm Ufer dehnten sich weite Wiesen ohne jede Deckung aus. Die feindlichen Mitraillleuten hatten bald die Hälfte der Unserigen zur Strecke gebracht. Im Nu werden wir umkreist und viele Kameraden verloren noch das Leben. Mit sieben Mann werden wir kriegsgefangen gemacht. Das ist alles, was übrig ist von den 140 Mann, die unsere Kompanie bildeten. Aber Versärfungen kamen unserselbst schneller hinzu. Man versuchte uns nach der anderen Seite der Pfler mitzunehmen. Mit zwei wurden wir in einen Laufgraben geschleppt. . . . Wir wollten zusammen aus dem Laufgraben heraustrischen, als ein Kreuz herbeikam. Zwei Kugeln wurden abgefeuert, die eine erreichte meinen Freund, die andere ging fehl. Ich glaube, meine letzte Stunde sei gekommen. Trotzdem versuche ich zu stehen, aber der „Boche“ greift mich beim Bein. Als ich mich losris, verstauchte ich mir den Fuß, aber ich war frei. Trotz der Schmerzen und während die Kugeln um mich her pfliffen, floh ich über Leichen und Sterbende. So erreichte ich einen Bauernhof, wo Gendarmen mich pflegten, denn ich hatte mich beim Ueberpringen eines Grabens auch noch den rechten Fuß verstaucht. Nach langem und peinlichem Weg erreichte ich eine Kirche und wurde von da per Automobil zum Bahnhof Weizne geführt, der schon mit Verwundeten überfüllt war. Es war zehn Uhr. Da hörte ich, daß die Deutschen zurückgeworfen seien. Abends um sechs Uhr wurde ich mit noch 600 Leichtverwundeten, Belgier, Franzosen und Engländer, per Eisenbahn nach Galais geführt, wo wir Freitagmorgen 4 Uhr ankamen und wo es sich herausstellte, daß ich, ohne es zu verspüren, auch noch eine deutsche Kugel in die Ferse bekommen habe.

### Vom westländerischen Kampfplatze.

Amsterdam, 17. November. (Privattelegramm des „Vorwärts“.) Der Kriegsberichterstatter der „Luz“ meldet, daß die Eroberung von Dixmulden kein strategischer Gewinn war. In Belgien sind frische französische Truppen angekommen, um die Bundesgenossen zu verstärken und die ermüdeten Belgier abzulösen. Diese wurden nach Paris geschickt, wo sie jetzt zur Bewachung der Befestigungen verwendet werden sollen. Ueber Fern berichtet derselbe Korrespondent, daß die Stadt durch das Bombardement wohl litt, aber von einem Niederbrennen könne keine Rede sein. Ebenso sei die berühmte Luthalle unbeschädigt.

### Die belgischen Abgeordneten.

Amsterdam, 17. November. (Privattelegramm d. „Vorwärts“.) Wie das holländische Parteiorgan „Het Volk“ berichtet, verbieten die deutschen Behörden in letzter Zeit den belgischen Abgeordneten bei einer Strafe von 10 000 Franks ohne besondere Erlaubnis ihren Wahlkreis zu verlassen. Die von Brocquelles vor 20 Monaten in einer geheimen Sitzung der belgischen Kammer abgegebenen Erklärungen sollen demnach veröffentlicht werden zum Beweis, daß die belgische Regierung ihre Neutralitätspflicht beobachtete.

### Politische Uebersicht.

#### Wo steht der Feind?

Ueber eine „Rundgebung gegen Rußland“ berichtet das „Berliner Tageblatt“ in folgender Weise: „In einer bedeutungsvollen Rundgebung gegen Rußland und die von ihm drohende politische und kulturelle Gefahr gehalten sich gestern im Festsaal des Abgeordneten-

angesichts dieser menschenwürdigen Sachlage legte ich großen Wert darauf, festzustellen, weshalb auch die Allensteiner Bevölkerung, obwohl verhältnismäßig weit vom Schuß (50 Kilometer von der Grenze), so unruhig geworden und gebüchelt ist.

Ende August war das Gerücht da gewesen: die Russen kommen! Die Zivilbevölkerung Allensteins suchten der Furcht und der Flucht mit allen Mitteln zu feuern, und schließlich mahnte der Oberbürgermeister: die Einwohner sollten sich nicht von einem Wafschweidern ängstlich machen lassen. Den Tag darauf waren die Russen in der Stadt! Allerdings nur für 24 Stunden, aber sie waren da. In jenen Tagen geschah es auch, daß nicht etwa Russen, sondern Allensteiner Einwohner das Bahnhofrestaurant neben der Wohnung des Birtes plünderen und demolieren. Der Schaden beläuft sich auf 14 000 Mark — am 31. Oktober sind fünf Allensteinerinnen unter Zustimmung milderer Umstände zu Gefängnisstrafen von 6 bis 8 Monat verurteilt worden.

Wenn eine Stadterhaltung das Recht hat, daß ihr eine Prophezeiung so vorbeigewandert ist, wie jene vom Monat August, dann darf sich kein Mensch darüber wundern, daß die Allensteiner und die Allensteinerinnen in den Tagen um den 10. November von ihren Schreckensvorstellungen nicht abzubringen waren. Zudem behaupteten sie, zu wissen, daß die Regierung bereits drei Waggons Ästen fluchfertig gepackt habe, daß auf dem Güterboden des Bahnhofs in gleicher Weise alles bereit sei, auch der Bergungszug für die Beamten schon unter Dampf stehe — der Zivilbevölkerung aber die Auskunft gegeben worden sei: sie habe auf die Bestellung solcher Züge nicht zu rechnen. Daß die Schulen seit dem 7. geschlossen waren, wußte alle Welt, und schließlich hatte sich auch die Kunde verbreitet: die Familien der höchsten Beamten hätten sich auf den Weg gemacht. . . .

Nun wurde mir klar, daß da keinhalten sein konnte. . . . Zum Glück gibt es aber noch Kerzen in Ostpreußen! Als ich in einem Blumenladen ein paar Ansichtskarten kaufte, bestellte ein junger Bauer aus der unmittelbaren Umgebung Allensteins zum nächsten Vormittag ein Brautkleid für 8 Mark und ein Jungfernbüschel für einen Zaler. Dem machte der Russe keine Kopfschmerzen.

### Japan im dreißigjährigen Krieg.

Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß Japan schon einmal eine, wenn auch ziemlich beschränkte, Rolle in einem großen Weltkriege gespielt hat. Die Wellen des dreißigjährigen Krieges schlugen auch an die fernen Gestade Nippons. Damals wie heute stand Japan auf seinen beiden Gegnern Ostpreußen.

Katholizismus und spanisch-portugiesische Kolonialpolitik, vom 15. bis 17. Jahrhundert unlosbar verbunden, hatten im Inselreich des Ostens ein zunächst sehr ergiebiges Feld ihrer Tätigkeit gefunden. Ein äußerst lebhafter Handel ging von Japan nach dem portugiesischen Paoao und dem gleichfalls portugiesischen Goa sowie

haupte die Eröffnung der von der Vereinigung für hochbürgerliche Bildung und Erziehung veranstalteten Erörterungsabende über „Das Japantreich und seine Grenzgebiete“. Der Vorsitzende der Vereinigung, Staatsminister v. Henzig, betonte in einer einleitenden Ansprache die Notwendigkeit, eine Erörterung der durch den gegenwärtigen Krieg geschaffenen gelösten politischen Probleme gerade mit der Spähing Rußland zu beginnen; und der Schriftsteller Axel Rippe hielt einen Vortrag über die moskowitzische Staatsidee. Er führte darin aus, die Slavophilen lehrten, daß die russische Kultur eine Einheit im Gegensatz zu Westeuropa sei und dazu bestimmt sei, einmal die Welt zu beherrschen. Dementsprechend hat sich dann der russische Imperialismus ausgebildet, der die fremden Nationalitäten innerhalb der Grenzen des Reiches vernichtet und die slavischen Nationen außerhalb der Grenzen zu umfassen strebt, und der weiter nach allen Seiten hin neue Grenzen sucht, alles mit Mitteln, die er vom Zar-tarantum übernommen hat. Die Deutschen müssen ihren Blick fest gegen Osten richten, und die deutsche Pflugcharakter tief ins russische Land hineinziehen, getreu dem Bemühen der alten sächsischen und holländischen, dem Erbe der großen Hohenzollernfürsten und der Arbeit unglücklicher deutscher Geschlechter, die vor uns dahingegangen sind und slavische Sumpfe in deutschen Kulturboden verandelt haben.

Hieran schloß sich eine längere Diskussion, die der bekannte Historiker der Berliner Universität, Gschmeiner Regierungsrat Professor Dr. Dietrich Schöcher mit einem lebhaften Appell an das deutsche Volk zur entschlossenen Durchführung des jetzigen Kampfes gegen Rußland und die russische Gefahr einleitete. . . .

Während hier also Rußland dem deutschen Volke als der gefährlichste Feind hingestellt wurde, sprach zur gleichen Zeit der Präsident des Hanjabundes, Geheimrat Professor Dr. Rudolf Rieker vor einer Zuhörerschaft, in der sich auch der Vizepräsident des Reichstags Dr. Raabe und der Präsident der Seehandlung, Erzellenz Dombais, befanden. Der Präsident des Hanjabundes führte nach Verichten in bürgerlichen Blättern aus:

„Er betonte einleitend, daß in Deutschland gegenwärtig vor allem ein Haß gegen England herrscht, der bei weitem den Haß gegen Rußland und gar die Feindschaft gegen Frankreich weit übersteigt. Das liegt daran, daß man in erster Linie England für den gegenwärtigen Weltkrieg verantwortlich machte, obwohl natürlich England der Welt glauben machen will, daß es in seiner Großmut und Selbstlosigkeit nur aus Schuß für das arme schwache Belgien die Waffen ergriffen habe. . . . Das deutsche Volk ist sich einig, daß der Friede erst geschlossen werden darf, wenn Englands Alleinherrschaft zur See gebrochen ist. Eigene Wünsche des deutschen Volkes gehen dahin, daß nicht wieder die Feder verderben möchte, was das Schwert geschaffen hat. Von der englischen Verbormundung wollen wir frei werden und bis zu diesem Ziele gleich den Brüdern im Felde durchhalten bis zum Ende. Bis dahin gilt das Wort, mit dem die deutsche Jungmannschaft jetzt in den Kampf und in den Tod zieht: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!“

Die Frage: „wo steht der Feind?“ wird durch diese beiden Vorträge nicht gerade übereinstimmend gelöst!

#### Der Zegen der billigen russischen Arbeiter.

In den letzten Jahren ist in Ostpreußen eine lebhaftere Spionage für Rußland getrieben worden. Welche Wege dabei eingeschlagen worden sind, beweisen folgende Fälle: Als ein russischer Kriegsgefangener durch die Jasterburger Gegend geführt wurde, sagte er, daß er diese Ortschaften gut kenne, da er hier als Arbeiter beim Eisenbahnbau beschäftigt gewesen sei, wobei russische Offiziere als Schichtmeister fungiert hätten. Als die Russen in Verckallen (Kreis Jasterburg) waren, sprach der russische Offizier zum Geistlichen des Ortes: „Guten Morgen, Herr Pfarrer!“ Als ihn der Pfarrer erstaunt fragte, woher er ihn kenne, antwortete der Offizier, daß er vor drei Jahren, als die Rönne in Ostpreußen gekauft hätte, längere Zeit in Ostpreußen mit russischen Arbeitern verbracht habe, die in Ostpreußen aufgehalten hätte, um die militärischen Verhältnisse auszukundschaften. Damals habe er sich auch in diesem Orte aufgehalten und den Pfarrer kennen gelernt.

nach dem spanischen Japana, ja, es wurden damals bereits Verbindungen zwischen Japan und Mexiko angeknüpft. Hand in Hand mit der spanisch-portugiesischen kommerziell-sozialistischen Expansion ging eine intensive Missionsstätigkeit: Jesuiten, Augustiner, Dominikaner, Franziskaner entsandten eine eifrige Propaganda. Um 1600 zählte man nahe an eine Million Christen in Japan. Speziell die südwestlichste der Hauptinseln, Kjusiu (mit Kagasaki), konnte als ziemlich gewonnen für den Katholizismus gelten. Mehrere Daimios oder Lehnsherrn waren zu dem fremden Glauben übergetreten und zweimal gingen von den kleinen Verkehenhöfen Japans Sendungsjokosen an den Papst. Sie versuchten, um den Papst zu überzeugen, daß die katholischen Botschafter, um den durchweg verlotterten und verblödeten buddhistischen Alerus auszusprechen, außerhalb nützliche Einrichtungen — Krankenhäuser usw. — schufen und sich dadurch in dem vom Feudaladel hart geprüften und von den einheimischen Pfaffen ausgeplünderten unteren Volksklassen einen nicht unerheblichen Anhang schufen.

Der Konkurrenzneid der buddhistischen Pfaffenchaft hätte schwerlich dem Bekehrungswerk großen Abbruch getan, wenn nicht die unerbundenen politischen Aspirationen, die hinter den fremden Missionaren standen, den Argwohn der Weltbeherrscher erweckt hätten.

Die Ankunft der Portugiesen fiel in eine Zeit, in der Japan großen inneren Umgestaltungen entgegenging. Der Feudalismus hatte das altjapanische Reich in eine Anzahl größerer oder kleinerer Einzelherzogtümer aufgelöst. Längst war der Zentralstaat — der Mikado — zu einem Schattenbild herabgesunken. Aber auch das Hausmeiertum der Shogune, das in einigen sich abblühenden großen Feudalfamilien erblich geworden war, brohte demselben Schicksal zu verfallen. Die Kriege zwischen den auf ihre kleinen Vasallen, die Samurai, gestützten Teilfürsten rissen nicht ab. Einige dieser Teilfürsten stiegen zu bedeutender Macht empor und schließlich bildete sich wieder eine faktische Zentralregierung, indem der Daimio Kobunega und sein Nachfolger Hideschisi die übrigen Teilfürsten unter ihre Gewalt beugten.

Kobunega, der seine Eroberungspolitik in Konflikt mit buddhistischen Klosterherrschaften gebracht hatte, begünstigte die katholischen Missionare, um an ihnen ein Gegengewicht gegen den einheimischen Alerus zu haben und sich ihrer zu seinen zentralistischen Zwecken zu bedienen. Aber schon Hideschisi wurde misstrauisch, um so mehr, als portugiesische Portugal an Spanien gefallen war (dem es bis 1640 angehörrte) und die Anwesenheit der Spanier ihn in seinen imperialistischen Ansprüchen auf die Philippinen stärkte, ja, ihn für Japans eigene Sicherheit fürchtete ließ. Das Christentum wurde verboten und eine blutige Verfolgung über seine Anhänger verhängt. Sie blieb wirkungslos und Hideschisis Nachfolger, der Begründer der Shogun-Dynastie der Tokugawa, Jeshu, schien zunächst wieder in die Bahnen Kobunegas einzulenken zu wollen. Aber das alte Verhältnis zwischen den Katholiken und der japanischen Zentralgewalt stellte sich nicht wieder her; vielmehr spannen sich bedenkliche Fäden zwischen den noch nicht ganz unterworfenen und auf den Rest ihrer Selbständigkeit eifersüchtigen

### Zur Kriegstagung des sächsischen Landtags

wird uns noch geschrieben: Die Haupttagung findet am 25. Robertsber statt. Die Regierung wird eine Vorlage über umfangreiche Maßnahmen zur Milderung der Kriegsnote einbringen, und zwar in Form größerer Anleihen. Zwischen der Regierung und Vertretern der Fraktionen haben bereits vertrauliche Vorbesprechungen stattgefunden.

### Ein Kampf um die Höchstpreise für Getreide.

Für die Stadt Görlitz gelten zurzeit die für die Hauptstadt der Provinz Schlesien, in der Görlitz liegt, festgesetzten Höchstpreise für Getreide. Kürzlich erschien nun in der sächsischen Landeskommission, in der bekanntlich die „Landwirtschaftlichen Kreiskommission“, in der angekündigt wurde, daß Verhandlungen über eine anderweitige Festlegung der Höchstpreise für Görlitz schweben. Bis zur Entscheidung dieser Verhandlungen — hieß es weiter — gelten für Görlitz nicht die Breslauer, sondern die Dresdener Höchstpreise, für Roggen also pro Tonne nicht 212 sondern 225 M., und für Weizen 40 M. mehr. Hiergegen wandte sich unser Görlitzer Parteiorgan schon deshalb ganz energisch, weil auf völlig ungesetzliche Weise die Höchstpreise hinaufgesetzt werden sollten; denn nach § 3 der Bundesratsverordnung über die Festsetzung der Höchstpreise ist die Zustimmung des Reichskanzlers erforderlich, sobald der Hauptort, nach dem die Festsetzung der Höchstpreise für einen Nebenort erfolgt, in einem anderen Bundesstaate liegt. Auch der Magistrat der Stadt Görlitz vertrat in einer Zuschrift an die Presse diesen Standpunkt und betonte ausdrücklich, daß für Görlitz zunächst nur die Höchstpreise für Breslau, das vom Regierungspräsidenten als Hauptort für Görlitz bestimmt worden ist, maßgebend seien. Die landwirtschaftliche Interessentvertreter, die „Kreiskommission Görlitz“, antwortete in einer weiteren Bekanntmachung: Die Zentralstelle für Heeresverpflegung in Berlin habe auf Anfrage den Bescheid gegeben, Görlitz liege erheblich näher zu Dresden als zu Breslau, demgemäß müsse nach § 3 der Bundesratsverordnung vom 28. Oktober für Görlitz der Höchstpreis für Getreide der des Hauptortes Dresden gelten. Dieem Verlaufe, eigenmächtig Getreidehöchstpreise festzusetzen, trat der Magistrat in einer öffentlichen Erklärung entgegen mit dem Hinweis, daß immer noch für den Handel mit Getreide die Verfügung des Regierungspräsidenten zu Liegnitz gelte, nach der im ganzen Regierungsbezirk Liegnitz als Hauptmarktort lediglich der Großhandelsplatz in Breslau in Frage komme.

Und was sagt der Reichskanzler zu dem Bemühen, die für Sachsen festgesetzten Höchstpreise kurzweilig auf Teile der Provinz Schlesien zu übertragen, ohne die gesetzlich vorgeschriebene Zustimmung des Reichskanzlers einzuholen?

(Wiederholt, weil nur in einem Teil der gestrigen Auflage.)

### Verwendung von Kriegsgefangenen für Eisenbahnbauten.

Im Osten werden die Kriegsgefangenen nicht nur als Landarbeiter beschäftigt, sondern es wird auch geplant, sie bei Eisenbahnbauten zu verwenden. Der erste größere Versuch soll beim Bau der neuen Bahnlinie von Egerl nach Wienfeld gemacht werden. Von Unternehmern sind Angebote eingefordert worden für den Fall der Verwendung von Kriegsgefangenen. Ingesamt soll bei der ganzen Eisenbahnbau eine Ersparnis an Baukosten von ein und ein halb Millionen Mark gemacht werden, wenn Kriegsgefangene beschäftigt werden. Dabei sind allerdings die Unterhaltskosten der Gefangenen nicht in Betracht gezogen worden, so daß die Ersparnis wesentlich geringer sein wird.

Wir möchten dazu noch bemerken, daß eine Verwendung der Gefangenenarbeit nur soweit erfolgen sollte, als keine deutschen Arbeiter zur Verfügung stehen.

### Die Flüchtlinge Ostpreußens.

Der Staatskommissar für das Flüchtlingswesen in Ostpreußen, Landeshauptmann von Berg, stellt mit: Die Auskunfts- und Nachforschungsstelle des Verbandes der Vaterländischen Frauenvereine in Königsberg i. Pr., Tragheimer Kirchenstraße 74, beabsichtigt die Veröffentlichung von Listen der vermögenden Flüchtlinge, die sie bisher durch die Königsberger Zeitungen bewirkt hat, in nächster Zeit einzustellen. Im übrigen wird die Stelle sich aber auch weiter in der bisherigen Weise betätigen. An alle Personen, welche Angehörige unter den Flüchtlingen suchen oder Flüchtlinge, die vermuten, daß sie selbst von Angehörigen gesucht werden, ergeht die Aufforderung, ihren derzeitigen Aufenthaltsort und dem spanischen Hofe an. Und zu derselben Zeit befragen der große Gegensatz zwischen Spanien-Ostpreußen und seinen Gegnern, der bald Europa in den längsten aller Kriege stürzen sollte, auch nach Japan überzugreifen. Engländer und namentlich Holländer kamen nach Japan, ausschließlich um Handelsverbindungen anzuknüpfen und ihren spanisch-portugiesischen Konkurrenten das Wasser abzugraben. Jedwede Ideologie lag den frühen Rednern von Amsterdram und Rotterdam fern; gar und willig verzichteten sie auf alle Missionsstätigkeit. Die relative Schwäche ihrer damaligen Kolonialmacht ließ Holland und England als minder gefährlich gegenüber der noch immer aggressiven spanisch-portugiesischen Politik erscheinen. Jeshu begünstigte die neuen Anstimmungen und erließ wohl nicht ganz ohne ihren Einfluß das Edikt von 1614, das erneut das Verbot des Christentums in Japan aussprach und die katholischen Priester, einheimische wie fremde, des Landes verwies. Bis zu einer blutigen Verfolgung trieb es indefin der religiös gleichgültige Shogun Jeshu nicht; auch wurden die Handelsbeziehungen zu Spanien-Portugal vorläufig noch nicht abgebrochen.

Unter Jeshus Nachfolgern, namentlich unter seinem Enkel, dem gewalttätigen Jemitsu, verschärfte und steigerte sich die drüsten, und zugleich fremdenfeindliche Haltung der herrschenden Klassen Japans. Daimios und Samurai schloßen scharfweise den katholischen Glauben ab — wie ein paar Jahrzehnte später der hohe und niedere Adel Frankreichs den Protestantismus. Wie in Frankreich waren es kleine Leute, Bauern, Handwerker, Tagelöhner, die allen blutigen Verfolgungen, allen Martern, die raffinierte Grausamkeit erdacht, dem bis zum Unentzählbaren gesteigerten Steuerdruck Trotz boten. 1637 kam es auf der Insel Kjusiu zu einem gewaltigen Aufstand, der nach seinem Hauptbrennpunkt der Shimadara-Aufstand genannt wird. Der Selbennut, mit dem das Bauernheer der japanischen Christen faßt und die Grausamkeit, mit der die Bewegung schließlich in Strömen Blutes erstickt wurde, gemahnen an den berühmten Ewennenaufstand der zur Verzweiflung getriebenen hugenottischen Bauern Zentralfrankreichs. Niederländische Gesandte halfen die letzte Feste der japanischen Christen niederlegen. Die spanische Weltmacht, die zur gleichen Zeit in Europa die schwersten Schläge erlitt, hatte ihren letzten Stützpunkt in Ostpreußen verloren. Längst schon waren alle Beziehungen zu Spanien abgebrochen; jezt wurden auch bei Todesstrafe — die nicht auf dem Papier stehen blieb — alle Portugiesen aus Japan verwiesen. Jede Spur des Christentums wurde ausgerottet und die Absperrung des Inselreichs gegen alle Fremden mit äußerster Konsequenz durchgeführt. Nur die Holländer erhielten für die Diffe, die sie dem siegreichen Shogun geleistet hatten, die freilich auf das engste beschränkte und an die demütigsten Bedingungen geknüpfte Erlaubnis, im Hafen von Nagasaki auf der raffinierten Insel Otsushima Handel treiben zu dürfen. Der auf der raffinierten Insel Otsushima gestiftete Feudalabsolutismus der Tokugawa verbannte Japan in einen vierzehnhundertjährigen Schlaf, aus dem es erst der Donner fremder Geschütze wieder erweckte.

Halbort unter gleichzeitiger Angabe des Ortes und Kreises ihrer ostpreussischen Heimat sowie den Heimatort des von ihnen gesuchten Flüchtlings der oben genannten Auskunftsstelle mitzuteilen. Dadurch wird die Auskunftstelle in die Lage versetzt werden, auch weiterhin sich gegenseitig suchende Familienangehörige zusammenzuführen und anderen Personen, denen an einer Auskunft nach dem Verbleib eines Flüchtlinge gelegen ist, diese Auskunft zu erteilen. Die Erteilung erfolgt baldmöglichst und kostenfrei.

## Aus Groß-Berlin.

### Zwei amtliche Warnungen.

Dem Kriegsministerium sind Anzeigen zugegangen, daß sich zweifelhaft Personen als Dolmetscher gemeldet und versucht haben, die ihnen für die Anfertigung ihrer Dienstzugehörigen Danzschreiben des Kriegsministeriums zu mißbrauchen.

Es wird dringend davor gewarnt, diesen Personen deshalb zu vertrauen, weil sie sich im Besitze einer Mitteilung vom Kriegsministerium befinden, wonach sie dort vorgemerkt worden sind. Diese Vormerkung ist bei einer sehr großen Zahl von Personen erfolgt, die sich bei Kriegsbeginn zur Verfügung stellten. Eine Prüfung der Verhältnisse der einzelnen Persönlichkeiten konnte natürlich nicht stattfinden, hat bezw. hätte aber vor ihrer Verwendung im Seeresdienste stets stattgefunden. Die Mitteilung, die diese Leute in Händen haben, entspricht der Gepflogenheit des Kriegsministeriums, jedem Antragsteller eine Antwort zu erteilen.

In einer Zeitungsannonce erbot sich ein Unternehmen, über das Schicksal der im Felde stehenden Soldaten eingehende Berichte zu erstatten. Der Annonce war eine solche Fassung gegeben, daß man zu der Ansicht verleitet werden konnte, die Auskunft würde unentgeltlich erteilt werden. Eine Anfrage bei der betreffenden Firma hatte zur Folge, daß diese die Ausfüllung eines Fragebogens über die Zugehörigkeit zu Kompanie, Bataillon, Regiment usw. und die Vorauszahlung von 250 Mark für „Bemühungen“ verlangte, die nach Mitteilung der Firma in der Kontrolle „aller amtlichen Belege“ und Verlässlichkeit sowie Bescheiderteilung bestanden. Hiernach wäre die betreffende Firma nicht in der Lage, mehr mitzuteilen als die amtliche Stelle, das Zentral-Nachweise-Bureau des Kriegsministeriums, das die Auskunft außerdem schneller und unentgeltlich erteilt.

Vor derartigen Unternehmungen kann daher nur gewarnt werden.

### Heimatgrüße für einen Kriegsteilnehmer.

Kriegsteilnehmer sind dankbar für jedes Lebens- und Liebeszeichen, das ihnen von daheim zugeht. Aber mit Klagen über Kummer und Not, die uns etwa bedrücken, wollen wir sie möglichst verschonen. Die Schatten der Sorge sollen nicht aus der Heimat bis zu ihnen heranziehen und ihnen nicht die Freude rauben.

Sehr im Gegensatz zu dieser Forderung hat ein Berliner Hauswirt einem Mieter, der zum Seeresdienst einberufen wurde, recht sonderbare Briefe nachgeschickt. Die Frau des Kriegsteilnehmers blieb Mietschuldin und gab Stücke ihrer Wirtschaft gegen Geld weg, wovon der Hauswirt begreiflicherweise nicht etwas war, so daß es zu unerquicklichen Aufritten kam. Eines Tages nahm der Wirt aus der Wohnung der Mietschuldnerin, deren Mann Schneider ist, Kleiderstoffe an sich, um sie in Verwahrung zu behalten. Wenn Kunden sich einfanden, für die an Stelle des Mannes der Bruder der Frau die Anfertigung von Sachen übernehmen würde, sollte für den Stoff sogleich an den Hauswirt bezahlt werden; nur Arbeitslohn und Verdienst sollten der Frau zufallen. Die Frau berichtete ihrem Mann, wie es ihr in seiner Abwesenheit erging, und der Mann wandte sich brieflich an den Wirt. Und nun antwortete dieser ihm mit Briefen, die über die Frau rücksichtslos klagten. Ein paar Proben dieser eigenartigen Heimatgrüße werden genügen. Ein Brief des Wirtes beginnt: „Es ist traurig, wenn Ihre Frau nicht nur unsere Gegend, sondern Sie mit Tugenden der gräßlichsten Art überschüttet.“ Er erzählt dann, daß er von den Stoffen, weil der Lieferant einen Teil abgeholt hatte, das Uebrige in seinen Besitz genommen habe. „Mein Vorgehen geschah, um Ihnen die hierige Kundschaft zu erhalten und wenigstens etwas der gestundeten Miete zu erhalten.“ Derselbe Brief spricht davon, daß in der Wohnung sich „Rüßiggänger und Verleumder“ aufhalten. Bereits drei Wochen vorher hatte der Wirt in einer Selbstpostkarte gemeldet: „Hier ist der Bruder Ihrer Frau eingezogen, sowie verschiedene Damen (folgen ein paar unleserliche Worte), welche Ihre Frau nicht vorgefunden hat, feste Gäste.“ Später schrieb er in einem Brief: „Die beiden Damen, die hier verkehren und von welchen die eine hochschwanger, sollen angefaßt abgereist sein. Es verkehrt nunmehr ein anderes weißliches Wesen hier, außerdem drei Herren, was die beiden in der Wohnung freiben, entzieht sich meiner Beurteilung.“ Schließlich fand noch in dem eingangs erwähnten Brief: „Ihre Frau soll lieber ihre Wohnung sauber halten, keine Stechfliegen an das Fenster nageln und darauf Obacht geben, daß die Damen ihrer Gesellschaft baldnabend die Flure und Treppen und den Hof betreten.“ Was hatte es mit all diesen Götzen auf sich? Der Schneider und seine Frau sind aus Ungarn nach Berlin gezogen, und andere hier wohnende ungarische Staatsangehörige waren es, die in dieser Kriegszeit ihre Landsmännin besuchten. Die Damen sollen in sogenannten Prinzessleibern, die den Hals frei ließen, sich auf Flur, Treppen und Hof gezeigt haben. „Baldnabend“ erschienen sie dem Wirt.

Wir wissen wirklich nicht, was wir von diesem Hauswirt und seinem wütendem Geschimpfe halten sollen. Es ist doch ein starkes Stück, einem Kriegsteilnehmer so über sein zu rückgelassenes Heim zu berichten. Der Mann wird beim Militär vorerst in einer Garnison als Schneider beschäftigt, doch auch an ihn kann es jederzeit kommen, daß er als Kämpfer an die Front gehen muß. Mit welchen Empfindungen soll er da seine Pflicht tun können, wenn man durch solche Briefe ihm Sorge um das Heim bereitet hat? Der Mann, den wir vor derartigen Briefen geschützt sehen möchten, gehört zwar nicht dem deutschen, sondern dem österreichisch-ungarischen Heere an. Aber — nicht wahr? — über sein Recht auf Schutz brauchen wir heute, wo Oesterreicher und Ungarn Schulter an Schulter mit den Deutschen stehen, wohl nichts mehr zu sagen.

Ein üblicher Automobilunfall hat sich am Dienstagmittag in Schöneberg ereignet. In der Ecke der Belgier- und Eisenader-Straße lief der neunjährige Josef Zielinski aus der Apostel-Paulusstraße im Eifer des Spieles blindlings gegen ein herannahendes Auto und wurde, obwohl der Führer mit aller Kraft bremste, umgerissen und überfahren. Der Knabe erlitt einen Schädelbruch und schwere innere Verletzungen, denen er fast auf der Stelle erlag.

Selbstmordversuch einer Siebzehnjährigen. Aus unglücklicher Liebe versuchte am Dienstag die 17jährige Schülerin des Vestalloggi-Friedhofes in Schöneberg, Liesbeth Schneider, ihrem Leben ein Ende zu machen. Das junge Mädchen trank in einem unbedachten Augenblick an der Unterriechstätte Karbolsäure. Die Tat wurde von anderen Schülerinnen bald darauf entdeckt und so gelang es einem hinzugezogenen Arzt durch Anwendung von Gegenmitteln die schon Verwundete wieder ins Leben zurückzurufen.

Stadterwählten-Ergebniswahl in Charlottenburg. Bei der Erwahlung zum Stadtparlament im 4. Bezirk der zweiten Abteilung in Charlottenburg wurde der Kandidat aller bürgerlichen Parteien, Rechtsanwalt Dr. Erich End, mit 121 Stimmen gewählt.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Däumig, Steglitz. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Wode, Berlin. Druck u. Verlag: Vornwärts-Verlagsgesellschaft u. Verlagsgesellschaft Paul Singer & Co., Berlin SW.

Weiterausichten für das mittlere Deutschland bis Freitag mittag: Ziemlich kalt und trocken, zeitweise neblig, sonst heiter. Nur im östlichen Küstengebiet noch vielfach wolkig. In der Nacht zu Freitag an vielen Orten östlich der Oder leichter Frost.

## Soziales.

### Hat der verwundete Kriegsteilnehmer Anspruch auf Krankengeld?

Eine Entscheidung des Versicherungsamts Karlsruhe, die diese Frage bejahte, hat Aufsehen erregt. Es ist vielfach übersehen, daß die Frage natürlich nur unter der Voraussetzung bejaht ist, daß die Arbeitsunfähigkeit innerhalb der drei Wochen nach dem Ausscheiden aus der versicherungspflichtigen Beschäftigung eintritt und der Erkrankte sich im Inland befindet. (§ 14 der Reichsversicherungsordnung.)

Der Kläger war bis zum 31. Juli 1914 Mitglied der Allgemeinen Ortskrankenkasse in Karlsruhe gewesen. Er mußte zum Seeresdienst eintreten und wurde am 20. August (also innerhalb der drei Wochen) im Krieg verwundet. Seine Verpflegung erhielt er im östlichen Krankenhaus Karlsruhe auf Kosten der Militärverwaltung.

Die Krankenkasse verweigerte die Zahlung von Krankengeld, weil nach ihrer Ansicht der § 214 der R.V.O. auf Kriegsteilnehmer nicht anzuwenden sei und verwundeten Kriegsteilnehmern ein Krankengeld nicht zustehe, da ihnen kein Arbeitsverdienst entgehe.

Das Versicherungsamt Karlsruhe hat sich dieser Ansicht nicht angeschlossen, sondern hat die Kasse zur Zahlung des Krankengeldes verurteilt. In der Begründung heißt es: „Die Reichsversicherungsordnung trifft ihre Bestimmungen unter Voraussetzung friedlicher Verhältnisse. Durch das Kriegsrecht vom 4. August 1914 sind der Unbilligkeit und Härte in den wesentlichen Punkten geändert worden; im übrigen müssen die gesetzlichen Bestimmungen sinngemäß den veränderten Verhältnissen angepaßt werden.“

Erwerbslosigkeit besteht in dem Mangel einer freigelegten Beschäftigung unter freier Lohnvereinbarung. Der Kriegsdienst leistet, läßt keine auf Erwerb gerichtete Tätigkeit aus. Kriegslöhne sind kein Arbeitsentgelt. Für unsere deutsche Auffassung gibt es kein Kriegsbandwergel mehr, wir haben keine Soldner, die gegen Lohn kämpfen.

Nach der Krankheit den Versicherten arbeitsunfähig und liegt dafür ein ärztlicher Nachweis vor, dann ist auch Krankengeld zu zahlen. Nirgends wird ein Nachweis dafür verlangt, daß ein wirklicher Schaden entstanden ist, denn auch dem freiwillig Versicherten, der nicht erwerbstätig ist und vermögenslos sein kann, wird, wenn Arbeitsunfähigkeit vorliegt, Krankengeld bezahlt.

Zu erwägen wäre noch, ob der Anspruch auf Krankengeld „ruht“, so lange der Kranke auf Kosten der Militärverwaltung im Lazarett volle Verpflegung erhält. Nach § 216 R.V.O. sind jedoch die Fälle, nach denen der Anspruch zu ruhen hat, erschöpfend geregelt; der vorliegende Fall ist dort nicht unterzubringen. Auch § 154 kommt nicht in Frage, denn die Krankenhilfe wird nicht von der Kasse, sondern von der Militärverwaltung geleistet.“

Somit das Reichsversicherungsamt Karlsruhe. Die von ihm behandelte Frage beschränkt sich, wie eingangs erwähnt, auf einen Fall, in dem innerhalb der ersten drei Wochen nach dem Eintritt in die mobile Armee die Verwundung eintrat und der Verwundete sich in Deutschland befand. Man darf gespannt sein, ob auch nur in diesem Umfang das Oberversicherungsamt die Entscheidung bestätigen wird.

## Gerichtszeitung.

### Wechselschieber.

Mit welcher Sorglosigkeit Leute, die von Wechseln nichts verstehen, solche ausstellen und mit welchem Raffinement die Unkenntnis des Publikums über die Verantwortung für Wechsel ausgenutzt wird, zeigte eine dreitägige Verhandlung in Halle, über die uns nachstehender Bericht zugeht:

Die Gebrüder Hadenheim, die bisher zu den Kreisen der Hochfinanz in Halle gezählt wurden, standen jetzt wegen Betruges in dreitägiger Verhandlung vor der Strafkammer. 64 Firmen sind mit einem Gesamtverlust von 820 000 M. hereingelegt, indem Hadenheim mit 1000 bis 1500 Wechseln die unglücklichsten Wechselreiter trieben. Von einem Hotelier aus Raueheim, der ihnen seit vielen Jahren 9400 M. schuldet, haben sie für 64 000 M. Wechsel ergaunert, und eine Hotelbesitzerin aus Raueheim stellte ihnen bei einer Schuld von nur 9400 M. nach und nach für 51 000 M. Wechsel aus. Die Angeklagten nutzten die Dummheit dieser Frau so aus, daß sie sich 22 Wechselunterschriften in einem Vierteljahr von ihr geben ließen. Alle 6 Tage unterschrieb sie einen neuen Wechsel, nachdem man ihr vorgeschworen hatte, daß mit den neuen Wechseln die vorigen erledigt seien. Ein Berliner Hotelier gab bei 7000 M. Schuld 16 000 M. Wechsel, ein Berliner Gastwirt für 5000 M. Schuld 11 000 M. Wechsel, während ein schon in Konturs gegangener Charlottenburger Restaurateur Wechsel über Wechsel in nicht festzustellender Gesamthöhe an Hadenheim geben mußte. Ein Halleischer Hotelier, bei dem das gesamte dortige Offizierkorps verkehrt, gab bei 5000 M. Schuld 29 000 M. Wechsel. Alle 14 Tage unterschrieb er neue Wechsel. Insgesamt sind 30 solcher Personen in ähnlicher Weise mit teilweise geringeren Beträgen herein gefallen. Die zahlreichen Wechsel, die die Hadenheims so in die Hände bekamen, benutzten sie, um sich bei Banken Geld zu verschaffen. So zahlten ihnen auf die erscheinenden Wechsel Bankhaus Steiner bis zu 125 000 M., Bankier Rosenfeld bis zu 235 000 M. und Bankier Friedmann u. Co. 75 000 M. Weitere sechs Banken gaben noch Beträge von 3600 bis 2400 M. her. Jedem Bankier beteuerten die Brüder, daß sie nur mit ihm allein arbeiteten, und wurde trotzdem einer umruhig, so legten sie eine gefälschte Bilanz vor, die einen Jahresüberschuss von 250 000 M. aufwies, obwohl die Firma tatsächlich seit 1902 mit Unterbilanz arbeitete. Geschäftsfreunde, Ratskorn, Bekannte und Handwerker wurden unter den unglücklichsten Vorpiegelungen veranlaßt, Geld auf die Wechsel vorzuschicken.

Jacob Hadenheim benutzte sogar sein Amt als Vorstandsmittglied der Ortskrankenkasse, um Geld aus seinen erschwerten Wechsel herauszuschlagen. Er drängte den Rentanten der Ortskrankenkasse zur Vergabe von 6000 M. gegen faule Wechsel und wollte vom Hauptkassierer gar 1000 M. in bar pumpen. Das glückte ihm nicht. Einem Tischlermeister suchte der edle Vertreter der Hochfinanz Wechsel auszuwickeln und ein Darlehen von 1400 M. abzuschmeißen, indem er ihm versprach, daß er ihm die Reueinrichtung der Krankenkassenräume „zubrechen“ werde. Als die Firma dann im Dezember 1913 Konkurs machte, stellte sich heraus, daß die Angeklagten seit 1902 mit Unterbilanz arbeiteten, seit 1906 falsche Bilanzen machten und ganz derwogen Bücher führten. Das führte neben der Betrugsanklage noch zu einer Anklage wegen Konkursvergehens.

Das Gericht erkannte auf 4 Jahre gegen den einen und auf 3 Jahre 4 Monate Gefängnis gegen den anderen Angeklagten. Da sie rücksichtslos Erpressungen räumten und andere mit einer Last bis an ihr Lebensende bedrückt haben, wurde auch Überlust von 5 Jahren ausgesprochen. Jacob Hadenheim war als Vorstandsmittglied des Hausbesitzervereins zum Stadterwähltenkandidaten in Aussicht genommen.

## Kleine Nachrichten.

### Ein verunglückter Lazarettzug.

Die „Münchener Neuesten Nachrichten“ melden: Der bayerische Lazarettzug IV der freiwilligen Krankenpflege, geleitet von Oberleutnant à la suite Grafen Mohr, wurde bei einem Eisenbahnzusammenstoß in Bille schwer beschädigt. Der Lazarettzug kam am letzten Dienstag um 2 Uhr früh im Vorbahnhof Bille an. Nachdem er etwa 20 Minuten gestanden war, erfolgte ein fürchterlicher Stoß, begleitet von einem gewaltigen Krachen. Der Lazarettzug wurde auseinandergerissen, die Lokomotive mit mehreren Wagen eine Strecke fortgeschoben, die Insassen aus den Betten geschleudert. Ein Materialzug mit 60 Wagen war von rückwärts auf den Lazarettzug aufgefahren. An den aus 31 Wagen bestehenden Lazarettzug waren 3 Güterwagen angehängt, 2 davon waren mit Liebesgaben beladen. Im dritten befand sich Pferde unter Aufsicht von 2 Offiziersdienern. Die Lokomotive des Materialzuges bohrte sich derart in den letzten Güterwagen, daß dieser auf die Lokomotive gehoben wurde. Ueber diesem Güterwagen lag der vorletzte mit aufwärts ragenden Rädern. Der Wagen stellte sich senkrecht auf, die Insassen, 9 Pfleger, mußten ihn durch die zertrümmerten Fenster verlassen; einer der Pfleger hatte eine Gehirnerschütterung erlitten. Die letzten sechs Wagen des Lazarettzuges, die glücklicherweise keine Verwundeten mit sich führten, waren aufeinander und ineinander geschoben und vollständig zertrümmert. Auch der Materialzug wurde schwer beschädigt. Die beiden Offiziersdiener sind tot. Desgleichen ein Mann vom Materialzug, vierzehn Mann vom Lazarettzug wurden schwer verletzt; die Verwundeten wurden ins Lazarett gebracht.

## Letzte Nachrichten.

### Die Einberufung des französischen Parlaments.

Bordeaux, 18. November. (W. T. B.) Die Regierung hat über den Zeitpunkt der Einberufung der Kammern noch keinen Beschluß gefaßt. Es gilt aber für sicher, daß die Kammern zwischen dem 15. und 20. Dezember zusammenzutreten werden. Es ist auch noch nicht bestimmt und hängt von der militärischen Lage ab, wann die Regierung nach Paris zurückkehren wird. Der „Temps“ meint, die Rückkehr werde einige Tage vor dem Zusammentritt der Kammern erfolgen.

### Zur Beschädigung der Kathedrale von Reims.

Paris, 18. November. (T. N.) Der Konservator der Stadtbibliothek von Reims, Jabart, hat der französischen Akademie der Inschriften in Paris am Sonnabend einen ausführlichen Bericht über den wirklichen Zustand der Kathedrale erstattet. Dieser Bericht zeigt, wie die Zeitungen feststellen, die Hoffnung, daß die zerstörten Teile der Kathedrale zum allergrößten Teil wiederhergestellt werden können. Der Brand insbesondere habe das Baumwerk in seiner Innenkonstruktion nicht gefährdet. Selbst die Orgel sei wohl erhalten. Auch die alte Remigius-Kirche sei unbeschädigt, ebenso die Bibliothek der Stadt mit ihren 80 000 Bänden und 1500 Manuskripten. Das Erzbischöfliche Palais müsse als verloren angesehen werden. (Zeff. Btg.)

### Die Kämpfe im Kaukasus.

Petersburg, 18. November. (W. T. B.) Mitteilung vom Stabe der Kaukasus-Armee: An der türkischen Grenze in der Gegend von Batum dauerte das Feuergefecht am 16. November an. Anstrengungen der Türken, aus der Gegend von Erzerum vorzustoßen, waren erfolglos. Eine Bande Kurden wechselte in der Provinz Aserbeidschan Gewehrschüsse mit unseren Pionieren, die den Feind zerstreuten. Von anderen Truppenteilen ist nichts zu melden.

### Beyers im Kampf mit Engländern.

Kapstadt, 18. November. (W. T. B.) (Meldung des Neulicht-Bureau.) Anhänger der Regierung unter Oberst Celliers gerieten am 15. November in einen Kampf mit den Buren unter Beyers, die 1500 Mann stark sein sollen. Der Kampf dauert noch an. Die Buren verloren eine Anzahl Tote und Verwundete.

### Von den Kämpfen in Deutsch-Ostafrika.

London, 18. November. (W. T. B.) „Times“ veröffentlicht einen aus Nairobi vom 11. November datierten Brief eines Teilnehmers an den Kämpfen in Deutsch-Ostafrika. Der Schreiber hatte sich der Somalitruppe angeschlossen, die an der deutschen Grenze ein Gefecht mit den deutschen Truppen hatte. Es wäre diesen beinahe gelungen, die britischen Truppen zu umzingeln. Der Kommandant einer Abteilung der Kings African Rifles sei während der ersten zehn Minuten des Kampfes gefallen. Die Deutschen hätten sechs Engländer gefangen genommen und vier verwundet sowie mehrere Kaulkize erbeutet. Die Engländer hätten 15 Deutsche gefangen genommen und acht verwundet.

### Amerikanische Truppen zum Schutze chinesischer Eisenbahnen.

Frankfurt a. M., (W. T. B.) Die „Frankfurter Zeitung“ meldet aus Petersburg: Aus London wird dem „Ruhige Slowo“ gemeldet: Die Vereinigten Staaten sind entschlossen, zum Schutze der Eisenbahnlinie Mukden—Peking Truppen von den Philippinen nach China zu schaffen.

<b>Sozialdemokratischer Wahlverein Niedertarnim.</b> Bezirk Tegel. Den Mitgl. zum Nachr. daß unser Mitgl. <b>Wilhelm Krüger</b> an seinen im Felde erhaltenen Wunden gestorben ist. Ehre seinem Andenken! Die Beerdigung findet heute nachmittags 4 Uhr auf dem Tegeler Friedhof statt. Kege Beteiligung erwünscht. Die Bezirksleitung.	<b>Dankfagung.</b> Für die vielen Beweise herzlicher Teilnahme bei der Einäscherung meines lieben Vaters <b>Rudolf Müller</b> lage ich hiermit allen Verwandten und Bekannten, dem Gesangsverein „Vormärts“, sowie den Garteigenossen meinen innigsten Dank. <b>Witwe Berta Müller</b> geb. Schumacher Tegel, 19. November 1914.
---	--